Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

19 (12.5.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Glück von Gaggenberg / Roman von PAUL ICKES

33. Fortsetzung

„Es gehört außerdem zum guten Ton", sagte Sine. — „Auch das", bestätigte Eusebius. — Wally Kroner entschuldigte ihre Gedanken: „Ganz vorbereitet war ich nicht darauf, ich habe nur ein dunkles Kleid bei mir . . ." — „O", wehrte Sine ab, „bei Fremden kommt es aufs Herz an. Die Einheimischen achten mehr auf die Formen." — „Wir werden sowieso ziemlich hinten sitzen", bemerkte Eusebius. „Ich will Fräulein Kroner die Damen der Stadt zeigen, damit sie gleich eine Vorstellung von den Hauptpersonen hat." — „Sie werden nach Gaggenberg ziehen?" erkundigte sich Sine. — „Ja", gab Wally zu, „sobald diese unleidige Geschichte geklärt ist." — „Welche unleidige . . ." Fräulein Kremlin hielt inne in ihrer Frage. „Ach so", sagte sie, „dieser Mord. Aber, liebes Fräulein Kroner, kein Mensch in Gaggenberg traut Ihrem Verlobten eine solche Tat zu. Welchen Grund könnte er denn haben, einen elenden Landstreicher umzubringen?" — „Natürlich", antwortete Wally, „es gibt keinen Grund." Eine kleine Pause trat ein. — Um die Verlegenheit zu überwinden, kam Sine auf die Idee, Fräulein Kroner und Eusebius einzuladen, an ihrer Erstlingsfahrt teilzunehmen. „Oder, Zeller, ist es Ihnen lieber, wenn Sie sich ans Steuer setzen?" fragte sie. Eusebius wollte von dem Vorschlag zurücktreten, aber Euphrosina bestand darauf; es mochte ihr selbst lieber sein, den Wagen nicht fahren zu müssen. „Wir machen einen Trip in die Kreisstadt", sagte sie. „Mein Gott, ist das wundervoll, was sind jetzt fünfzig Kilometer für mich? Ich werde meinen Vater vollkommen vernachlässigen. Er hat ja sein braves Motorrad, wenn er aufs Land will. Der Wagen ist viel zu schade für ihn." Eusebius hatte sich schnell mit dem Motor vertraut gemacht; man fuhr über Behrenfeld hinaus, auf einer Chaussee, die immer an den Bergen entlang führte. Ueber das Rheintal zogen die Wolken herauf, von den Vogesen her, die nur hin und wieder aus dem dichten Dunst auftauchten. Die Damen saßen im Fond, Eusebius hörte nicht, was sie sprachen. Rose muß auch einen guten Wagen haben, dachte er. Gaggenberg ist eine herrliche Stadt, aber warum habe ich dort wie die Schildkröte im Panzer gesessen? Ich muß selbst wieder heraus aus der Herrlichkeit, die ich gestern dem Notar Dieblinger geschildert habe . . . Nach einer Stunde hatte man die Kreisstadt erreicht, wo man zu Mittag aß. Dann machte man Kehrt, es war, wie Eusebius fand, der schönste Tag, seitdem er nach Gaggenberg gekommen war. Es ist die höchste Zeit, schloß er seine Ueberlegungen, daß ich heirate. Dann wird das Leben wieder anders werden.

Auf der Rückfahrt mußten sie vor der Schranke von Behrenfeld warten, eben war der Zug eingelaufen und unter den Personen, die ausgestiegen waren, befand sich auch Marius Schutter, den Rucksack auf den Schultern und eine pralle Aktentasche in der Hand. „Herrgott", rief Sine Kremlin aus, „sehen Sie, Zeller, alles Vorträge, lauter Vorträge hat er da in der Tasche." Wally Kroner ließ sich den Ausruf erklären; sie fand alles amüsant. „Ja", sagte Eusebius „wenn man aus Koblenz kommt, ist das alles amüsant." — „Unsinn", widersprach Sine Kremlin, „es ist auch sonst sehr lustig. Sie werden sich einleben, Sie werden meine Freundin werden, Fräulein Kroner, Sie werden nette Menschen kennen lernen, unser Apotheker ist ein reizender Mensch . . ." — „Ich zweifle nicht daran", versicherte Wally. — „Und das hier", sagte Sine Kremlin, „das ist der Weiher, wo man den Landstreicher herausgefischt hat . . ." — „O", sagte Fräulein Kroner, „der Rhein ist viel breiter." — Sine lachte ihre Koloraturen. „Ein lustiger Vergleich", sagte sie. „Ja. Sie sind den Rhein gewöhnt, damit können wir nicht dienen, aber die Gagge war eben nicht tief genug . . ." — Eusebius lenkte den Wagen in die stille Landstraße ein und fuhr mit der unausbleiblichen Staubwolke bergauf. Sie hat recht, dachte er, der Rhein ist breiter . . . Welch' eine Rache des Schicksals ist es doch, daß der Mann, der das Boot anbohrte, selbst im Wasser umkam . . . Aber kam er denn im Wasser um? Der Gerichtsarzt glaubte an die Gardinenschnur. Wer konnte Auskunft geben?

Wally verließ den Wagen vor dem Walzhause, Eusebius, steuerte weiter bis zum Kreuztor. „Wo lassen Sie denn das Vehikel?" fragte er, als sie vor Kremlins Fachwerkhaus hielten. „Mir fällt erst jetzt ein, daß man ja auch eine Garage braucht". — „Vorerst bringe ich ihn zum Lindenwirt", antwortete Sine, „er hat in der Remise Platz genug. Dann wird eine Wellblechbude im Garten gebaut." — Ja, dachte Eusebius, man wird eine Garage bauen müssen, aber durch die Promenade kann man nicht fahren. „Ich hab's", sagte er, als er langsam heimpilgerte, „ich selbst werde eine Garage bauen, hinterm Hilariusturm. Das Beispiel wird Schule machen. Ich baue acht oder zehn Boxen." Er sah zur Marienkapelle hinauf, zu den Bergen, die sich im Hintergrunde staffelten. Er war noch auf keinem der Berge gewesen. Es wäre recht hübsch, überlegte er, wenn da oben ein Hotel stände, ein Kurhaus — oder Sanatorium — oder irgend sowas. Die Aussicht muß prächtig sein. Natürlich gehörte eine Straße dazu, aber warum sollte ein gescheiter Bürgermeister nicht eine Straße bauen? Die Berge waren Gemeindewald, bis jetzt holzte sie alle der Einbacher ab. Wenn Appeldorn sich unmöglich machte, konnte der Sägemüller ihn vielleicht ersetzen? Das Hotel, oder was es werden würde, konnte ein echtes Schwarzwaldhaus werden, Holz von unten bis oben, Einbacher würde das schon machen können. Gaggenberg würde dann nicht am Hilariustor enden, die Straße würde hinaufführen bis . . . ja, bis wohin wohl? Zum Kniebis? Eusebius lächelte über sich selbst, während er die Haustür aufschloß. Auf was für Gedanken man doch kam, wenn man einmal eine kleine Ausfahrt unternahm. Mit dem Alfa-Romeo fängt's an, dann werden acht oder zehn Boxen gebaut, dann eine Straße mit Hotel, die Straße wird bis nach Freudenstadt verlängert, und plötzlich ist aus Gaggenberg, aus diesem kleinen Gaggenberg, eine große Zukunftshoffnung geworden . . .

Eusebius schlug die Tür zu und legte den Riegel vor. Aber der Einfall war nicht draußen geblieben, er wird hereinkommen ins Haus. „Erst wird geheiratet", beschloß Eusebius.

Die Kirche von Gaggenberg füllte sich; sie war eigentlich zu groß für die kleine Stadt, aber die frommen Brüder, die vor Jahrhunderten das Kloster gegründet hatten, mochten ihre eigenen Erwartungen gehabt haben. Dann kam der Sturm der Reformation und spaltete das Land. Als das Brausen sich gelegt hatte, erlangte man nicht das alte Ungestüm zurück; man ließ stehen, was war, und konnte die Hülle nicht überall füllen. Schließlich wurde das Kloster aufgelassen, man brachte drin die neumodische Schule unter, ein paar Lehrerwohnungen dazu und dabei blieb's. Nicht einmal der Pfarrer wollte in dem kalten Kasten wohnen, er bekam neben der Kirche des Heiligen Konrad, neben dieser zu großen Kirche, ein besonderes Pfarrhaus, das warm und wohnlich war. Wenn die Gemeinde versammelt war, sah es immer so aus, als fehlte die Hälfte. Selbst im hohen Sommer fröstelte man in diesem mächtig aufstrebenden Mittelschiff, dessen Ornamente in gelb und rot, in blau- und moosgrün gehalten waren und sich nicht darüber einig werden konnten, ob sie warm oder kühl wirken sollten. Für Wally Kroner war das Gotteshaus natürlich ungemein sehenswert, doch vertröstete Eusebius sie auf einen späteren Zeitpunkt und schob sie in eine der letzten Bänke, wo man alle Besucher vor sich hatte. Er war mit Wally ziemlich früh gekommen. „Achten Sie auf jeden, der hereinkommt", hatte er gebeten, „vielleicht trifft man doch einmal ein bekanntes Gesicht. Es wäre sogar recht wünschenswert, wenn Sie eins fänden. Es braucht nicht gerade Frau Kremlin zu sein, die sehen wir jeden Tag, wenn Sie Lust haben." Wally Kroner wußte, wo hinaus er wollte. Sie wendete ihre Aufmerksamkeit dem Haupteingang zu, was sie getrost wagen konnte, da eine der Chorsäulen sie halb verbarg. Männer und Frauen strömten herein, Mädchen und Jünglinge, aber es war kein Gesicht darunter, das sie an einen früheren Eindruck erinnert hätte. Die Glocken hatten schon zu läuten aufgehört, Meister Hertling präludierte auf der Orgel, da ging eine Bewegung durch Wally Kroners Körper. „Da!" sagte sie leise und streckte den rechten Arm, um Eusebius zu berühren. Aber dem war das Erschrecken nicht entgangen. „Ich wußte es", sagte er leise, „wer ist das?" — „Agathe Gladbeck", flüsterte Wally, „wir nannten sie ‚den Dragoner'." Und Wally lächelte bei der Erinnerung: „Sie war der Schrecken der Tänzer, weil niemand sie herumdrehen konnte." Sie wurde sofort wieder ernst: „Mein Gott, ich bin in der Kirche und lache" — „Wir können unbemerkt hinausgehen," schlug er vor, — „Ja", bat sie, „gehen wir." — Leise erhoben sie sich und schlichen hinaus. In der Nacht hatte es geregnet, die Berge lagen jetzt klar und geordnet vor ihnen. „Sehen Sie," sagte Eusebius und wies auf den Flügel hinter der Marienkapelle: „daraufhin habe ich gestern, als wir uns getrennt hatten, ein schönes Hotel gebaut. Die Straße hatte ich auch fertig, an meinem Hause vorüber, durch das Hilariustor und dann hinauf in Windungen bis auf die Höhe, die gegen Osten geschützt ist. Dreihunderttausend Mark, ohne Straße. Der Wald gehört der Stadt, ich habe den Sägemüller von Gaggenberg zum Bürgermeister gemacht und ihm den Bau übertragen. Hunderttausend ist der Einbacher wert." — „Sie sind leichtsinnig", lächelte Wally. — „Ich bin noch weitergegangen", beichtete er. „Ich habe die Straße oben an irgendeine Höhenstraße angeschlossen und die Verbindung mit Freudenstadt hergestellt; die Autos kamen und gingen, und die meisten Reisenden blieben über Nacht im Hotel. Da unten sahen sie den Rhein beim Sonnenuntergang, dahinter die Vogesen . . . sie machen sich rar, diese Vogesen . ., links hat man den Kaiserstuhl vor der Nase . . . Und den ganzen lieben Tag Sonne. Was denken Sie dazu?" — „Herr Zeller", sagte Wally Kroner, „ich denke, man müßte darüber mit Franz Walz sprechen. Er hat genügend Odeurs erfunden und müßte aus seinem Keller hervorgelockt werden". — „Die Prämisse werden wir schaffen", nickte Eusebius aufgeräumt. „Und nun erzählen Sie mir, was Sie von dieser Agathe Gladbeck wissen. Seit heute vormittag bin ich meiner Sache sicher." — „Ich weiß nicht viel von ihr", überlegte Wally, während sie an Eusebius' Seite dem Marktplatz zuging; die Straße war fast menschenleer. „Agathe war eine Maklerstochter, der Vater war an der Parzellierung von . . . von Kriel beteiligt. Kennen Sie Kriel?"

Fortsetzung folgt.

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 12. Mai 1951 | Nummer 19

»Pfingstkönige« und »Pfingsthopper«

Altes Brauchtum der badischen Heimat

Von Dr. Johannes Künzig

Das Pfingstfest ist in fast allen deutschen Landschaften aus alter Volksüberlieferung reich ausgestattet mit urtümlichem Brauchtum. In nord- und süddeutschen Gebieten kommen heute noch die Bauern zu festlichen Pfingstritten zusammen, die ursprünglich das Einholen des „Pfingstrecken" oder des „Pfingstkönigs" zum Ziele hatten. Solche in Laub, Schilf und Birkenreiser gehüllten Pfingstgestalten, von der gabensammelnden Dorfjugend begleitet, sind heute noch in hessischen, fränkischen oder alemannischen Dörfern zu finden.

Besonders reizvoll ist der Aufzug des „Pfingstkönigs" in Varnhalt bei Bühl, einem mittelbadischen Weindorf. Ein wahres Fest ist es für die Buben, worauf sie sich schon lange freuen und rüsten. Tags zuvor steigen sie draußen in den Sümpfen der Rheinniederungen herum und kehren vollbepackt mit Büscheln breiter langer Schilfblätter heim. Andere Kameraden haben die Aufgabe, Rebstecken und alte Faßreifen zu besorgen — — und dann geht's gemeinsam an das Fertigstellen des Schilfmantels für den „Pfingstkönig". Dieser dazu erkorene Junge schlüpft von unten her in das zeltartige Gebilde, das er an innen befestigten Gurten tragen kann. Unter allgemeinem Hallo wandelt er dann stolz als „Pfingstkönig" dahin mit der ganzen fröhlichen Kinderschar und trägt vor jedem Haus folgenden altüberlieferten Spruch vor:

Bild oben: Die „Uffahrtsbraut" von Vögisheim im Markgräflerland. Eine Mädchenschar zieht mit den verschleierten „Uffahrtsbräuten" von Haus zu Haus. — Bild links unten: Der „Pfingstg'häs" von Weisweil im Ried. Aus mannshohen Binsen wird ein kunstvolles pyramidenartiges Gestell errichtet. — Bild rechts: Der Varnhalter Pfingstkönig. Erhält der Pfingstkönig eine Gabe, dann dankt er mit feierlichem Verneigen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

„Pfingstkönig bin ich genannt,
Varnhalt ist mein Vaterland,
Komm von Sichsen und von Sachsen,
Wo die schönsten Mädchen auf den Bäumen wachsen
Hab sie feil,
Ein Dutzend für ein Strohseil!
Hausmutter, Hausvater
Gib mir ein Stück Brot oder Speck,
Oder ich geh' dir nit vor der Haustür weg!"

Gerne spenden die Hausbewohner Eier, Speck oder auch Geld. Und der Pfingstkönig dankt, indem er ein paarmal lustig herumwirbelt. Zum Schluß werden die Gaben verteilt oder auch in gemeinsamem Schmaus verzehrt. Auch die entferntesten Höfe sucht man auf, denn der Besuch des Pfingstkönigs bringt Segen. Und wirklich ist dies der uralte Sinn des frohen Bubenbrauches: Man trägt das sprossende Grün zu den Menschen, in die Häuser, auf daß es ihnen erneut Gedeihen bringe, Gesundheit und Fruchtbarkeit.

Nicht minder lebendig als in Varnhalt erhielt sich der Brauch des „Pfingsthäs" (Häs — Gewand) in dem Breisgaudorf Weisweil, das mit seinen meist giebelseitig zur Straße stehenden Fachwerkhäusern sauber in der grünen Au der Oberrheinebene gelegen ist. In den Altwassern des Rheines sind die Weisweiler Bauernbuben tagelang vor Pfingsten bemüht, um jeden Preis die schönsten und längsten Wasserbinsen für die Herstellung des „Pfingsthäs" einzuholen — — und sei es auch, daß man mit einem losgebundenen Kahn an die Fundstellen herankommen muß. Dann braucht man ein halbes Dutzend größere und kleinere Faßreifen zur Herstellung des Gestells. Binse um Binse wird außen mit Schnüren an den Reifen festgebunden. Ist dann noch in Augenhöhe ein Guckloch ausgeschnitten, so ist der „Pfingsthäs" fertig und wird bis zum Pfingstmontag in der kühlen Scheune aufbewahrt.

Andersartig sind die Vorbereitungen der „Pfingsthopper", welche den „Pfingsthäs" führen müssen und deren Rolle meist den jüngeren Buben zufällt. Der „Pfingsthopper" zieht sich ein weißes Hemd über, legt eine bunte Schärpe über die Schulter und setzt sich einen spitzen Kegelhut auf. Am Arm trägt er ein Körbchen zum Einsammeln der Gaben. Sein Hauptattribut aber ist der „Tschäg." Das ist ein drei bis vier Meter langer Stecken, bzw. eine Gerte vom Faulbeerbaum, schön in Spiralen geschält. Oben ist ein Strauß und darunter ein Fähnchen angebracht. Mit diesem „Tschäg" ziehen am Pfingstmontag in der Früh die „Pfingsthopper" mit dem „Pfingsthäs" vor die einzelnen Häuser, klopfen damit an die Fenster und lassen mit lauter Stimme ihren Spruch erschallen.

Durchs Fenster werden daraufhin den „Hoppern", am reichlichsten natürlich bei den Verwandten, kleine Gaben gereicht, in der Regel Eier oder kleinere Geldstücke. Stolz und beglückt trägt die muntere Schar dann alles heim zur Mutter. Am Nachmittag jedoch darf man mit den eroberten Groschen Karussell fahren oder die Schiffschaukel besteigen.

So ist der Pfingstmontag für alle Weisweiler Buben ein Tag voller Freude und Seligkeit und auch die Erwachsenen haben daran ihren Spaß, denn wie gern denkt man an die sorglosere Zeit zurück, da man selbst als „Hopper" oder „Pfingsthäs" mit dabei war.

Der Pfingstbär wird getrieben

Von Heinz Steguweit

Es gibt im Alemannischen — von Schwaben bis zum Elsaß hin — noch einige Orte, in denen man den „Pfingstbär" durchs Dorf zu treiben pflegt. Ach, zum Pfingstbären wurde meistens derjenige erkoren, auf den man einen Stich hatte, einen Groll oder einen ... Neid. So war es auch zu Noltefingen an der badischen Grenze, wo das Los diesmal den Gustl getroffen hatte. Warum? Weil alle wußten, daß er die Rosl liebte, doch die Rosl hatte ihm die Schulter gewiesen, jene eiseskühle, die so wehe tut, und also schien der Gustl wert, daß man ihn foppte und hunzte.

Die Jugend trieb also den betrübten Burschen in den Wald, dort ging der alte Brauch vonstatten: man pflückte Löwenzahn, Rosmarin und Kreuzelblumen als Zierde für den Töffel, man behängte ihn dicht mit Birkenreisern und klebte ihm am Ende eine aus Baumrinde geschnitzte Bärenmaske vors Gesicht.

Der Gustl brummte nun von Herzen los, er trabte und polterte durchs Dorf, die Kinder trubelten schreiend hinterdrein, und als man am Teich war, ging es dem Aermsten schlecht: die Sitte wollte es, daß man ihn schwenkte und platsch ins Wasser warf, dann erst galt er als erlöst und durfte, so sehr er troff, wieder an Land. Das Volk sang dazu:

Bischtu naß von auße,
Sei net allzu gram.
Wirscht bald naß von inne,
Bloß net Bräutigam — !

Nun gut, der Gustl kam schnaufend aus dem Teich, die Blümchen fielen von ihm ab, dann sollte er zum Trost für sein Schicksal ins Wirtshaus gebracht und dort reichlich mit Kirschwasser versorgt werden, daß er sich nicht verkühlte. Die eifrigsten Spötter waren, wie das immer ist, die Nebenbuhler gewesen, die lauten und dreisten, die sich des Mädchens würdiger dünkten als der ausgelärmte Bär.

In einem Bauernhaus werden von den gesammelten Gaben leckere Küchle gebacken, welche die „Uffahrtsbräute" an die zahlreiche Kinderschar verteilen.

Wie aber der Gustl dastand, um der Rosl willen noch immer triefend und sich schüttelnd, da geschah etwas, womit die Neider und Spötter kaum gerechnet hatten. Denn der arme Bursch lächelte, ein wenig bitter zwar, im übrigen aber stolz: Hano, ihr habt Schneid: hundert gegen einen!

Worauf die Rosl, ganz im Sonntagsstaat voller Glasperlen am Mieder und seidenen Bändern im Haar, vor den Geschmähten trat: Gell, Guschtl, wer Pech anfaßt, besudelt sich; und wer a Pech hat, den besudeln die andern!

Dann bot sie, die Schöne, dem Redlichen den Arm. Sie zog ihn fort, brachte ihn in ihr Haus, in ihre Kammer und hieß ihn, indes sie wegging für eine Weile, sich ins Bett zu legen. Bald kam sie wieder mit einem glühenden Glas roten Weines; und als der Gustl den getrunken, rieb sie den guten Burschen warm, küßte ihn auf den Mund und bat ihn um Verzeihung.

Am Abend führte sie den frisch Gebügelten zum Tanz, nur mit ihm wollte sie den Walzer tun, die Polka und alles andere, und als sie heirateten nach einem Jahr, sprach der Pfarrer das pfingstliche Wort: Die Sinne laßt erleuchtet sein, den Herzen gießt die Liebe ein.

Der rauhe Brauch vom Pfingstbärentreiben ist dann nie mehr geübt und gelitten worden zu Noltefingen im Alemannischen an der Badener Grenze.

Mit dem „Pfingsthopper", der eine lange geringelte Stange zum Anklopfen an die Fenster trägt, zieht der „Pfingstg'häs" gabenheischend durch das Dorf. Alle Fotos: Hans Retzlaff.

Möget ihr schauen, was der Mai beschert

Von Dr. D. H. Stolz

Pfingstfest und Mai sind fast untrennbar verbunden als Ausdruck der geistigen und natürlichen Erneuerung. Die Ausgießung des heiligen Geistes und die von da an beginnende Verbreitung des christlichen Glaubens hat die geistige Welt des Hellenismus um- und neugestaltet, hat unserem Erdteil und damit dem Abendland sein geistiges Gepräge bis auf den heutigen Tag gegeben. Dieser geistig-christlichen Erneuerung als tiefsten Inhalt des Pfingstfestes, um die jede Zeit von neuem ringen muß, geht parallel die natürliche Erneuerung in einer beglückenden Verschwendung von Blüten, Farben und Düften.

Wenn in mittelalterlicher Zeit der erste Mai als Landtag, als sogenanntes Mailager oder Maifeld abgehalten wurde, so spricht daraus nur die Erkenntnis, daß in dieser Zeit auch die politischen und rechtlichen Dinge des Staates, Stammes oder der Gemeinde geordnet werden sollten. Hochgerühmt von allen Zeitgenossen wurde jenes Pfingstfest zu Mainz im Jahre 1148, das Kaiser Friedrich Barbarossa anläßlich des Ritterschlages seiner beiden Söhne in prunkvollster Weise beging. Von weither waren „Pfaffen und Laien" herbeigeströmt. Eine ganze Stadt von Zelten wurde in der Ebene errichtet. Zahlreiche Fürsten waren erschienen, ungeheuer die Menge der Zuschauer. Zeitgenossen wollen von 40 000 — 70 000 Rittern wissen. Einen Höhepunkt ritterlichen Lebens und Gebarens stellte dieses Pfingstfest dar mit Lied und Turnier vor hohen Herren und schönen Frauen. Bekannte Dichter nahmen daran teil, so Heinrich von Veldecke und der französische Dichter Guiot von Provins.

Eine Fülle von Brauchtum umschlingt den Mai. Angefangen mit dem Maienstecken vor den Türen junger Mädchen, über den Maibaum bis zum Mailehen. Letzterer ist besonders originell, aber nur in bestimmten Gegenden üblich. Die jungen Mädchen werden als Lehen für eine bestimmte Zeit einem jungen Burschen, der sie gesteigert hat, übergeben. Der Mailehen fand unter dem Vorgang einer wirklichen Versteigerung statt, wobei die Rechtsbräuche parodiert wurden und Schultheiß, Schöffen und Schreiber fungierten. In anderen Gegenden werden Maikönig und Maikönigin erwählt, ein Maienbrautpaar zieht durch den Ort (Sinnbild der Lebenserneuerung) oder es sorgt ein Maigraf, eine Erinnerung an die alten Landtage, für die richtige Durchführung der Maibräuche.

Damit aber nicht nur die Freude in diesem Monat zu Worte kommt, steht an der Schwelle zum Mai die Walpurgisnacht mit Hexen- und Dämonenspuk. Jede Gegend hat ihren Bocksberg, im Schwarzwald ist es der Kandel. Doch lassen wir der mailich-pfingstlichen Freude das Wort und hören wir eine Strophe des Dichters Walter von der Vogelweide:

Möget ihr schauen, was der Maien
An Wundern uns alles beschert.
Seht die Geistlichen, seht die Laien,
Wie er alle bekehrt!
Groß ist seine Gewalt.
Ich weiß nicht, ob er zaubern kann,
Alles nimmt er ganz in Bann
Niemand ist mehr alt.

Scheffel in Rippoldsau

Veröffentlichung von Scheffelbriefen

Wiederum legt der „Volksbund für Dichtung" der vormalige „Scheffelbund" Mitgliedern und Freunden eine ungemein fesselnde Buchgabe auf den Tisch: „Wandern und Weilen, Scheffels Briefe ins Elternhaus 1860—1864, herausgegeben und erläutert von Dr. Wilhelm Zehntner", dem man bekanntlich eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen sowohl über Joseph Viktor von Scheffel, wie über Johann Peter Hebel zu danken hat.

Unter diesen Briefen, die Dr. Wilhelm Zehntner diesmal vorlegt, befinden sich auch solche aus dem Bad Rippoldsau, in dem der Dichter mehrfach zu Gast war und das seinem Herzen sehr nahe gestanden haben muß. Im September 1861 berichtet er aus dem Kniebisbad, er sei sieben Tage unterwegs gewesen, habe Wittichen, Alpirsbach, Schiltach, das Bernecktal, Tennenbronn, Hornberg, Prechtal, Elzach, Simonswald, Gütenbach, Furtwangen und Triberg aufgesucht: „Lauter gute stille Gebirgsorte, wo keine Uniform glänzt, kein Hochmut blüht und keine Esel sich für Schwanen halten."

Mit dem Badewirt von Rippoldsau, Fritz Goeringer (1817—1872), der seit Ende der vierziger Jahre den Kurort rasch zu außerordentlicher Blüte zu bringen vermochte, verband den Dichter aufrichtige Freundschaft. Auch mit dem Badearzt und späteren Medizinalrat Feyerlin war Scheffel gern zusammen. Er hat ihm dann später einmal aus Dankbarkeit für ärztliche Bemühungen einen Regenmantel geschenkt.

Gern unternahm der Dichter mit dem Pfarrer Längin in Schiltach Wanderungen. Georg Längin, ein geborener Markgräfler, der zehn Jahre von 1854—1864 zu Schiltach Pfarrer war. Er kam später als Stadtpfarrer nach Karlsruhe. Auch als Schriftsteller ist er hervorgetreten. Vor allem hat er sich um die Aufhellung der biographischen Daten und Umstände im Dasein Johann Peter Hebels bemüht. Als man 1887 in Bad Rippoldsau eine Scheffelbüste enthüllte, ist es Georg Längin gewesen, der die Weiherede hielt.

Im Herbst 1861 waren nur ganz wenige Gäste noch in Bad Rippoldsau. Aber gerade das war es, was der doch immer ein wenig menschenscheue Dichter suchte. Freilich, an „Landpfarrern, Förstern, usw." fehlte es nicht.

Noch mehrfach kam Scheffel nach Rippoldsau, und immer fühlte er sich von ihm gleich angezogen. Die Stille der Wälder tat es ihm mächtig an. Aber auch der Gastlichkeit unter dem Dache von Fritz Goeringer fühlte er sich verhaftet. Vor allem in Rippoldsau vertiefte sich seine Erkenntnis: „Meine Seele ist nicht für das Stadtleben geschaffen." Und in dem Kniebisbad entstand sein schöner Sinnspruch, in dem davon die Rede ist, auch zum stillen Ausruhen gehöre „Tapferkeit." Neben der Scheffelbüste erinnert in Rippoldsau eine Scheffelruh an den Dichter. Freilich, ein Reise- und Ferienwesen, das sich sozusagen im Fluge vollzieht, daß es knapp zu einer Aufenthaltsdauer von drei bis vier Tagen bringt, weiß wahrscheinlich mit Dichter-Erinnerungsstätten nicht mehr übermäßig viel anzufangen.

oes.

Wetterweisheit von Johann Peter Hebel

Johann Peter Hebel hat Kalendergeschichten geschrieben, die anderthalb Jahrhunderte überdauerten, obwohl es nur unterhaltsame Schwänke sind. Einer der kleinen Gauner, von denen er mit Vorliebe erzählt, ist der Zirkelschmied. Der läßt sich eines Tages beim Wirt von Ehingen nieder bei einem Wetter, das schlecht und unbeständig ist. „Ei was", sagt der Zirkelschmied. „Ich mache mir mein Wetter schon selbst." Der Ehinger Wirt, nicht gerade einer von den Schlauesten, meint, dabei lasse sich etwas verdienen, und er wird mit dem Zirkelschmied handelseins, daß er ihm für ein ganzes Jahr ein Wetter macht, wie es sich gewaschen hat.

„Halt", sagt der Zirkelschmied, „ganz so einfach ist das nicht. Was würden die Bauern sagen, wenn sie das ganze Jahr Euer Wetter hinnehmen müßten? Ruft sie zusammen, und ich mache dem ganzen Dorf ein Wetterchen, daß es ein Staat ist." Drei Tage und Nächte sitzen die Bauern mit dem Wirt zusammen und geraten sich in die Wolle, wie es nun an jedem Tag werden soll. Schließlich — der Zirkelschmied hat sich derweil auf ihre Kosten dick und rund gefuttert — zahlen sie ihm ein tüchtiges Zehrgeld, nur damit er weitergeht und die Einigkeit im Dorfe wieder hergestellt wird.

Ueber diese Geschichte haben unsere Urgroßväter schon gelacht, und wir meinen oft so ein Wettermacher käme uns akkurat zu Paß. Schau einer an! Laufen sie nicht zu Dutzenden herum, auch bei uns noch? Jedenfalls könnte man die Politiker als solche Zirkelschmiede ansehen. Sie versprechen uns jedenfalls, die Welt nach unserem Geschmack einzurichten, und lassen uns dann mächtig darüber streiten, was denn eigentlich unser Geschmack sei. Und schließlich bezahlen wir sie nicht ungern dafür, daß alles so bleibt, wie es ist, und sind froh, daß es nicht schlimmer kommt. Wieso schlimmer? Nun, es ist zu fürchten, daß unsere politischen Wettermacher uns das nicht sagen können. Es genügt ja, daß sie uns Angst davor machen!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg